



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bloch-Wunschmann, Walther: Friedrich Hebbel als Politiker

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zwecke frei, die berufsmäßige wie die nichtberufsmäßige Börsenspekulation würde dadurch beseitigt, es käme eine große Ruhe in den gesamten Kapitalbetrieb und da das Gesetz von Werden und Vergehen auch für industrielle Unternehmungen gilt, so würde dieser unmittelbar wahrzunehmende glückliche Zustand mit der Zeit fühlbar werden. Aber die Psyche des in der Industrie arbeitenden Kapitals ist doch eine andere als die des in Grundstücken angelegten Geldes. Das Expansionsbedürfnis der modernen Industrie mit ihren Riesenaufgaben, ihr Kapitalbedürfnis, ihr Antrieb, ihre Stoßkraft im Konkurrenzkampf, würden solche Fesseln nicht ertragen und da eine übereinstimmende internationale Regelung ausgeschlossen wäre, so würde das bewegliche Kapital ins Ausland gehen, das heimische Aufwärtstreben würde unterbunden sein. Im Gegensatz dazu ist das Streben des Grundbesitzers örtlich gebunden, der Expansion nicht fähig, auf die Steigerung des Ertrages der abgegrenzten Scholle gerichtet und nur darin ist er gesetzlich zu fördern und zu schützen. Seine Unfähigkeit, Angriffen beweglich auszuweichen, darf nur niemals dazu führen, diese Schwäche gesetzlich zu Belastungen auszunutzen. Aber eine Belastung der Bodenvirtschaft würde eben die Bodennormaltaxe nicht mit sich bringen, vielmehr eine Förderung der Ertragswirtschaft, eine Erleichterung und Verbilligung der gesamten Gütererzeugung wie des Umsatzes der Produkte, eine Vermehrung der Umlaufsmittel, eine wesentliche Abnahme der Steuerung, das Ende der Bodenspekulation.



Friedrich Hebbel als Politiker

Von Walther Bloch-Wunschmann in Berlin



chreckensnächte in Hamburg im Mai 1842. Furchtbar lodern die Flammen der brennenden Stadt gen Himmel. Blutrot ist alles gefärbt, die Sturmglocken heulen wehklagend durch die Nacht. Schreiend durchirren obdachlose Menschen, die Hab und Gut verloren haben, die Stadt. Haus an Haus bricht krachend zusammen. Wie eine drohende Feuerhand ragt aus den Flammen der alte Kirchturm hervor, rings umzingelt von der gierigen Glut, bis zuletzt auch er mit entsetzlichem Getöse im Feuermeer verschwindet. Ein ganzer Stadtteil ist zerstört.

Dem furchtbaren Schauspiel folgt ein blasser, schmaler Jüngling. Das Feuer wütet unweit seiner Wohnung. Er aber sieht mit seinem inneren

Auge nicht das brennende Hamburg, sondern ihm ist es, als wohne er Karthagos Zerstörung bei oder des durch eine Bacchantin in Brand gesetzten Persopolis. Und so steht vor seinen Augen der schauerliche Hintergrund seines Dramas „Moloch“. —

Sechs Jahre später. In den Straßen Wiens tobt die Revolution. In wilden Haufen scharf sich das Volk. Barrikaden werden errichtet, Schüsse fallen, und neben dem Jüngling, der zum Manne gereift ist, bricht der erste Tote zusammen. Er selbst aber erlebt in diesen Tagen in seinem Innern die französische Revolution, und es gestaltet sich Szene um Szene seines Dramas von der Überspannung des Absolutismus, von „Herodes und Mariamme“. —

In diesen Zügen, die Friedrich Hebbel — er ist jener Jüngling und dieser Mann — ganz nebenbei im Tagebuch registriert, liegt schon der Schlüssel zum Verständnis seiner politischen Tätigkeit. Sein historischer Sinn war so ausgeprägt, ein so zum eigensten Wesen gehörender Bestandteil, daß er inmitten der Gegenwart historisch zu empfinden und zu urteilen vermochte. Wenn rings um ihn die Parteien nur das Nächste sahen, so hatte er das volle Verstehen der großen Zusammenhänge. Er erlebte und empfand Weltgeschichte und das machte ihn zum „besonnenen Politiker“, wie ihn Friedjung nennt, inmitten des wilden revolutionären Laumels.

Und eben diese geschichtsphilosophische Seele, wie ich fast sagen möchte, bewahrte ihn vor der Verquickung der Politik mit der Poesie. Die liberale und revolutionäre Lyrik der Dingelstedt, Freiligrath, Herwegh verwarf er vom Standpunkt der Ästhetik. Tagespolitik und Poesie haben nichts miteinander gemein. Aber als aufrechter Mann hat auch der Dichter in der Politik, in den großen Fragen der Gegenwart seine Überzeugung zu vertreten und mit persönlichem Mut dafür einzustehen. Daß Hebbel diesen Grundsatz nicht nur gelehrt, sondern ihm mit eiserner Konsequenz nachgelebt hat, darin liegt für uns die Bedeutung seiner politischen Tätigkeit. Ist diese auch nur eine Episode in seinem Leben, so sehen wir doch eben in ihr Wesen und Art des Dichters in größter Klarheit vor uns.

Friedrich Hebbel hat früh über das Verhältnis der Poesie zur Geschichte tief nachgedacht, und dieses Problem hat ihn sein ganzes Leben lang beschäftigt. Es ist im allgemeinen wenig bekannt, daß er sich als Historiker schon bevor er seine Judith schrieb betätigt hatte. Diese Schriften sind nicht unter seinem Namen erschienen, weil er, um seine literarische Stellung zu begründen, nur Dichtwerke unter seinem Namen herausgegeben hat. Er wollte nicht mit unbedeutenden Tageschriftstellern zusammen genannt sein. Im Jahre 1840 schrieb er im Auftrage des Verlegers Berendson eine Geschichte des Dreißigjährigen Krieges und eine Geschichte der Jungfrau von Orleans. Er berichtet darüber an Charlotte Rousseau (Neue Hebbeldokumente, herausgegeben von Kralik und Lemmermayer): „inzwischen habe ich zwei historische Arbeiten geliefert, die schon beide erschienen sind: eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges und eine Ge-

sichte der Jungfrau von Orleans. In sehr kurzer Zeit für einen bestimmten Zweck aus pekuniären Gründen geschrieben, darf ich ihnen keinen höheren Wert beimessen und habe ihnen meinen Namen entzogen: ich ward durch Judith so erschöpft, daß ich nichts besseres vornehmen konnte und unter dem Pseudonym eines Dr. J. Franz Geschichtsschreiber fürs Volk wurde." Im Tatsächlichen sind diese Schriften naturgemäß durchaus unselbständig und stützen sich vor allem auf Schiller. Aber in ihnen verleugnet sich doch nicht die geschichtsphilosophische Auffassung des Dichters, die schon damals fest ausgeprägt in ihm lag. Er verlangt von der Geschichte den Beweis, daß alles notwendig sei. So sucht er für jedes historische Ereignis den leitenden Gedanken, der den Verlauf der Ereignisse rechtfertigen mußte. Für den dreißigjährigen Krieg ist dieser leitende Gesichtspunkt: „die Reformation war nötig gewesen, um die geistige Freiheit der Menschheit zurückzugeben, der darauf folgende Krieg war notwendig, um der Wahrheit aufs neue die Stellung ihrer Unverteilbarkeit anzuweisen.“ Wir sehen hierin Gedanken, die dann in Hebbels Dramen häufig wiederkehren.

Noch unmittelbarer ist der Zusammenhang zwischen dem Geschichtsschreiber und dem Dichter in der Jungfrau von Orleans. Der Dichter schrieb damals sein erstes Drama, und das treibende Moment der Judith ist auch das treibende Moment der Jungfrau von Orleans. Die Lage der Welt ist so, daß die Gottheit persönlich eingreifen muß, was sie nur durch ein Wunder tun kann. Gott muß dieses Wunder tun, um Frankreich für den Ausgangspunkt der Revolution zu erhalten. Die Jungfrau ist also ein „von Gott emanzipiertes“ Weib; das gleiche gilt von der Judith.

Acht Jahre später sehen wir, wie Hebbel gereift und durch seine Ehe mit Christine Enghaus auf eigenem festen Boden stehend, durch Reisen in Frankreich und Italien in seinen Anschauungen gefestigter, eine welthistorische Zeit selbst mit Bewußtsein erlebt. Der Dichter hatte durch seine bis dahin erschienenen Dramen: „Maria Magdalene“, „Julia“, „Trauerspiel auf Sizilien“ auf die Brüchigkeit unserer Gesellschaftsordnung selbst wieder und wieder hingewiesen, und er sah die Revolution als etwas unbedingt notwendiges an. Schon bei Ausbruch der Februarrevolution in Paris wußte er, daß dies nur der Anfang einer allgemeinen europäischen Revolution sein konnte und hielt es für seine Pflicht, vor dem bevorstehenden Umsturz aller Dinge seine eigenen Privatangelegenheiten zu ordnen, insbesondere seine letzte Schuld dem Freunde Gurlitt gegenüber zu begleichen. Als es dann in den Märztagen auch in Wien zur Revolution kam, stand Hebbel in der vordersten Reihe. Er wußte, daß das Volk zu reif geworden war, um noch länger absolut regiert zu werden: das Metternichsche System hatte abgewirtschaftet, die geistige Freiheit war nicht länger zu unterdrücken.

Das Verhalten Hebbels im Revolutionsjahr steht in einem entscheidenden Gegensatz zu dem Verhalten Grillparzers, der, obwohl er selbst unter dem Druck

des vormärzlichen Österreichs in seiner Entwicklung gehemmt worden war, nun, da bessere Zeiten angebrochen schienen, verärgert und grollend abseits stand. Auch in diesem Verhalten von Grillparzer und Hebbel zeigt sich, daß jener wie in der Dichtung so im Leben den Abschluß einer vergangenen Periode bedeutet, während dieser den Beginn einer neuen Zeit kennzeichnet. Hebbel hat von Wien aus an die Allgemeine Zeitung eine lange Reihe von Berichten gesandt,*) die, mag auch manches heute durch inzwischen bekannt gewordene Akten als irrig erwiesen sein, doch ein ganz besonders wertvolles Blatt im Lebenswert des Dichters bedeuten; und zwar darum, weil er sich als ein Mann erweist, der, mit persönlichem Mut für seine Anschauung eintritt, auch da, wo er weiß, daß er sich oben wie unten Feinde und Gegner schafft. Der literarische Reiz dieser Briefe liegt in der großartigen Objektivierung, die dem Dichter gelungen ist, mitten in dem Kampfe selbst, in dem er mithandelnd und mitleidend stand. Der Kernpunkt seiner Darlegungen ist: Notwendigkeit einer konstitutionellen monarchischen Verfassung und unbedingter Pressefreiheit; auf der anderen Seite, als dies Ziel, soweit es im Augenblick möglich schien, erreicht ist, ebenso unbedingte Bekämpfung aller ultraradikalen Elemente, und es gehörte gewiß noch mehr Mut dazu, sich nach dem Sieg der Revolution offen als Gegner der Radikalen zu bekennen, als vorher so mitten in der Revolution zu stehen, daß an des Dichters Seite das erste Opfer fiel. Die in den politischen Berichten ausgesprochenen Anschauungen decken sich vollständig mit denen, welche Hebbel vorher und nachher in seinen Dramen festgelegt hat, in der großartigen Verherrlichung des unbedingten Staatsprinzips in der Agnes Bernauer, den wunderbaren Ausführungen des Randaules in Gyges und sein Ring, in Herodes und Mariamme. Diese beweisen, daß die geschichtsphilosophische Auffassung des Dichters auch den Kämpfen der Gegenwart gegenüber durchaus standhält.

Die unbeirrbar klare Stellung, die Hebbel während aller Wandlungen des Revolutionsjahres eingenommen hat, und seine Fähigkeit, inmitten der tollsten Zustände stets das Allgemeinste im Auge zu behalten, charakterisiert sich am besten durch die Zusammenstellung einiger programmatischer Sätze seiner Berichte. In seinem ersten Bericht vom 15. März kann er freudigen Herzens melden, mit wie geringem Blutvergießen die Erfolge erzielt wurden durch die Bereitwilligkeit des Kaisers, die wichtigsten Punkte, die Errichtung einer Nationalgarde, die Aufhebung der Zensur, die alsbaldige Veröffentlichung eines Pressegesetzes und die Zusammenberufung von beratenden Provinzialständen zu gewähren.

Am 24. März kann er berichten, wie gut der Österreicher sich in die neuen Verhältnisse zu finden scheint, und er protestiert dagegen, daß nun, nachdem diese alle einenden Wünsche erfüllt worden sind, die einzelnen Stände sich von

*) Friedjung bezeichnet sie als „wichtige Quellen“. Sie sind abgedruckt im 10. Bande von R. M. Werners historisch-kritischer Ausgabe (W. Behrs Verlag, Berlin), die jetzt als Säkular-Ausgabe in revidierter Gestalt erscheint. Sie bildet die Grundlage jeder ernstlichen Beschäftigung mit dem Dichter.

neuem, durch Errichtung verschiedener Legionen der Nationalgarde, voneinander absondern wollen.

Die ersten Anzeichen des Kommunismus hatten sich auch in den Wiener Vorstädten gezeigt, aber die eigentliche sozialistische Propaganda war 1848 noch nicht bis Wien vorgebrungen, sie beschränkte sich noch auf die westeuropäischen Städte. Aber der Vorgeschnack davon, den es in den Wiener Vorstädten gegeben hatte, veranlaßt Hebbel zu der Erklärung: „Es rächt sich, wenn der Kreis der Freiheit nicht so weit ausgedehnt wird, wie der Kreis der Bildung sich ausgedehnt hat; es rächt sich jedoch nicht weniger, wenn man den Kreis der Freiheit über den Kreis der Bildung hinaus erweitert, wenn man der Bestialität Raum geben will sich auszudehnen.“

Im nächsten Brief geht er auf die Stellung des Erzherzogs Albrecht ein. Es war der Versuch gemacht worden, die Tätigkeit des Erzherzogs, dem die Schuld an dem ersten Blutvergießen in Wien zufiel, das Gott sei Dank weniger Opfer forderte als die Berliner Märztage, von jeder Schuld reinzuwaschen. Diesem unglücklichen Versuch setzt Hebbel entgegen: „Es ist eine tragische, eine unausweichbare Notwendigkeit, daß Opfer fallen müssen, wenn Prinzipien zusammenstoßen, und das Individuum, durch welches sie fallen, trägt bei dieser in der Natur der Dinge liegenden Notwendigkeit nur eine relative Schuld. Das fühlt, sobald die Leidenschaftlichkeit, die der Augenblick nun einmal mit sich bringt, vorüber ist, ein Volk so gut wie es der einzelne fühlt, und es ist klug genug, die eine Schuld, die das eine Individuum so gut auf sich geladen hätte wie das andere, zu vergessen, aber freilich nur, um den unerläßlichen Preis, daß sie anerkannt, daß sie nicht abgeleugnet, nicht dem armen und gemeinen Mann, dem willenlosen Instrument, aufgebürdet werden.“

Hebbel leugnet niemals die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich im Zusammenhalt des österreichischen Staates aus der Fülle seiner verschiedenen Nationalitäten ergeben. Es ist bekannt, daß noch heutzutage der Kampf um die Vorherrschaft in Österreich, der in den ungarischen Verfassungskämpfen zur Wiener Oktoberrevolution führte, ein ungelöstes Problem ist. Hebbel stand diesen Fragen als ein in Österreich heimisch gewordener Norddeutscher gegenüber. Er predigt immer und immer wieder die Notwendigkeit des engen Anschlusses Österreichs an Deutschland, er sieht keinen Grund zu einer Scheidung zwischen Preußen und Österreich, wenn man sich nur über die entscheidenden Grundsätze einig sei, und ist fest überzeugt, daß ein Großdeutschland unter der Führung von Österreich und Preußen das erstrebenswerte Ziel sei. Für ihn, wie für die meisten seiner Zeitgenossen, deckte sich Preußen mit Reaktion, und eben darum hielt er eine Alleinherrschaft Preußens in Deutschland vom deutschen wie vom österreichischen Standpunkt aus für ein Unheil. Später haben sich seine Anschauungen auch darin gewandelt, aber ungewandelt bleibt sein festes und durch nichts zu erschütterndes Eintreten für das Deutschtum im Kampfe gegen die von allen Seiten andringenden anderen Völkerschaften Österreichs. Am

7. August 1848 schreibt er aus Wien: „Es kommt zuweilen für ein ganzes Volk wie für ein Individuum ein Moment, wo es mit den Sünden seiner Vergangenheit brechen und ein neues Leben beginnen kann. Das ist dann aber immer ein Moment, den die Nemesis überwacht, wie ihn die Gnade herbeiführt, und an den sich der Untergang knüpft, wenn nicht unmittelbar die Auferstehung. Für Deutschland ist er seit den Märztagen da, und man hat jetzt schon mehr Grund zur Furcht als zur Hoffnung.“ Er erklärt, es sei jetzt noch nicht Zeit für einen Kosmopolitismus, jede Nation besinne sich auf sich selbst und eben deswegen müssen die Deutschen sich auch auf sich selbst befinden: „Preußen will, wie man allerorten liest und hört, nicht mehr in Deutschland aufgehen, weil das ‚in Österreich‘ aufgehen heißt. Hat das einen Sinn? Hat überhaupt ein Volksstamm von einem anderen Volksstamm etwas zu besorgen, solange sie alle gleichmäßig im Parlament vertreten sind? Und hat Preußen namentlich das Mindeste von Österreich zu fürchten? . . . Es ist nicht zu bezweifeln, daß Preußen die Einheit Deutschlands hintertreibt, und Deutschland vernichten helfen kann, wenn ihm wider alles Vermuten und Hoffen dieses Geliüst kommen sollte. Aber es ist noch weniger zu bezweifeln, daß es dann mit untergehen müßte. Der Arm kann freilich das Herz durchbohren, aber das ist dann auch entschieden seine letzte Tat.“

Im April wurde das vorläufige Preßgesetz publiziert, an dem Hebbel scharfe Kritik übt, weil es vor allen Dingen das erste Erfordernis nicht erfüllt, Geschworene für Preßvergehen einzusetzen. Er beklagt das Verfehlte des Preßgesetzes um so mehr, als er gerade von ihm erwartet hatte, es würde vorbildlich für Deutschland werden und damit einen Schritt weiter zur Annäherung der beiden Staaten bedeuten.

* * *

Am 25. April war dann die Konstitution wirklich gegeben worden, und es herrschte großer Jubel in Wien, auf den durch die Unruhen des Mai der Rückschlag folgte.

Als der Kaiser am 18. Mai 1848 nach den Vorgängen des 15. Mai infolge der Einflüsse der Kamarilla Wien verlassen und sich nach Innsbruck begeben hatte, wobei die Kamarilla und der Klerus alles getan hatten, um dieser Reise in den Augen des Kaisers einen fluchtähnlichen Charakter zu verleihen, veranlaßte der Wiener Schriftstellerverein die Entsendung einer Deputation nach Innsbruck, die mit der Überreichung einer Petition mit mehr als hunderttausend Unterschriften den Kaiser um sofortige Rückkehr nach Wien bitten sollte. Zu dieser Deputation gehörte Hebbel, und sein Bericht darüber zeichnet sich aus durch die vollkommen klare Durchschauung der Vorgänge und die plastische Darstellung der Persönlichkeiten. Das prachtholle Porträt insbesondere, das er vom Erzherzog Johann zeichnete, das Bild des schwachen Kaisers, des Erzherzogs Franz Karl und der einflußreichen Umgebung prägen sich unver-

gänglich ein. Die Deputation erreichte ihren Zweck, daß der Kaiser baldige Rückkehr versprach.

Auch hier, wo Hebbel die Fehler auf allen Seiten erkennt, spricht er nicht von Recht und Unrecht, sondern begreift auch den Hof, die Kamarilla in ihrer historischen Notwendigkeit. Nichts ist ihm verhaßter, als mit Fragen von Schuld und Nichtschuld, von Recht und Unrecht die Dinge abzutun. Die Tätigkeit der Radikalen empfand er wie eine Vergewaltigung der Natur. Sie sahen nicht ein, daß der neugeschaffene Organismus allmählich wachsen mußte, sondern verlangten, daß dieser neu gepflanzte Baum sofort Früchte trage. Hebbel begriff, daß das Ziel erreicht worden war, das zunächst erreicht werden konnte, und daß es nun auf diesem Grunde weiterzubauen galt. Die Radikalen aber arbeiteten mit ihren Schlagworten weiter. Dem setzt Hebbel entgegen: „Revolutionszeiten unterscheiden sich dadurch von anderen, daß der Weg zu einem solchen Ziel schneller zurückgelegt, nicht aber dadurch, daß am Ziel weniger gefordert wird. Es ist leicht, grauenhaft leicht, eine abstrakt alles und jedes versprechende Devise an die Fahne zu stecken und unter einer solchen Fahne vorwärts zu kommen; aber es ist unmöglich, die Devise praktisch zu machen, und sobald diese Unmöglichkeit sich aufdeckt, ereilt den unwissenden und gewissenlosen Fahnenträger das Gericht.“

Aus dem liberalen Demokraten Hebbel vor der Revolution und den ersten Wochen nach der Revolution wird nun, als die Volksbewegung immer mehr in falsche Bahnen gelangt, ein auch hier klar bleibender Kopf, der als Reaktionär verschrieen wird, weil er nicht den Gesinnungswandel der Führer, der sogenannten „schlechten Presse“ mitmacht. Es war ihm zuwider, zu sehen, wie vielfach diejenigen, die unter dem alten System gerade seine stärksten Vertreter gewesen waren, nun mit aller Gewalt sich bemühten, ihre Vergangenheit vergessen zu machen, indem sie sich radikal gebärdeten. Hebbel erkennt wohl an, daß ein Gesinnungsumschwung, durch die Tatsachen herbeigeführt, durchaus psychologisch begründet sein kann. Aber diejenigen, die eine solche Wandlung durchmachen, müssen dann das Schamgefühl haben, diese Wandlung nicht auszuposaunen, sondern nur durch ihre stille Tat zu beweisen. So lehrte der Dichter und so handelte er selbst.

Die Ausschreitungen der Presse nach jeder Richtung hin widerten Hebbel an, und dennoch erkannte er auch hier, welches Unrecht den Juden geschah, wenn durchweg „schlechte Presse“ und „jüdische Presse“ gleichgestellt wurden. Das Hineinspielen des Antisemitismus in die reaktionäre Bewegung hat er durchaus bekämpft.

Es war nur natürlich, daß Hebbel mit seinen Anschauungen von dem politischen Schauplatz bald zurücktreten mußte, er stand zu isoliert da; so begnügte er sich mit der Berichterstattung an die Allgemeine Zeitung. Als Kandidat fiel er bei den Wahlen durch, vermutlich weil seine norddeutsche Sprechweise den Wählern seines Bezirks fremdartig erschien.

Noch im Juli erblickte der Dichter in den Radikalen eine größere Gefahr als in den Reaktionären, obwohl diese eifrig am Werke waren, denn er glaubte, daß die einmal errungenen Früchte doch nicht mehr verloren gehen könnten, selbst wenn die Reaktion vorübergehend noch einmal siegreich wäre. Inzwischen gingen die Ereignisse rascher ihren Weg, als man dachte. Schon im Juli war die Macht der Kamarilla so überwiegend, daß Hebbel in seinem Bericht selbst gegen den Kaiser die schwersten Vorwürfe erheben mußte, der fern von der Hauptstadt in Innsbruck weilte. Selbst wenn alle Befürchtungen des Kaisers wegen der Unruhen in der Hauptstadt begründet wären, so hätte er doch kein Recht, fernab zu weilen; denn „der Steuermann darf deswegen, weil die See erregt ist, so wenig das Schiff verlassen als einen Stellvertreter ernennen, er ist eben des Wetters halber da“.

Wie wenig seine Hoffnungen auf Lösung der deutschen Frage in seinem Sinne zurzeit auf Erfüllung rechnen konnten, betonte er schmerzlich im September, indem er schrieb: „Ich habe die schleswig-holsteinische Angelegenheit immer als den Barometer unserer deutschen Einheitsbestrebungen betrachtet. Soviel steht auch wohl fest, wer sich gegen diese Angelegenheit gleichgültig zeigt, dem liegt nichts daran, daß ein einiges Deutschland zustande kommt. Hier in Wien ist man gleichgültig gegen sie, gleichgültig bis auf einen kaum glaublichen Grad. Das ist ein Faktum, von dem ich das Gegenteil berichten zu können wünschte, das ich aber bei den wichtigen Konsequenzen, die sich an dasselbe knüpfen, in seiner ganzen Nothwendigkeit hinstellen muß.“

Die ungarischen Ereignisse führten im Oktober zu einer blutigen Revolution und Gegenrevolution, die auch Hebbel wieder in das entgegengesetzte Lager bringen mußten. Sein früherer Glaube, daß die Radikalen ein schlimmeres Übel wären als die Reaktionären, mußte nach diesen Tagen weichen. Damals hatte man nur ein dunkles Gefühl davon, in welcher Weise die Kamarilla mit den Interessen des ganzen Staates spielte. Das mehr als ränkevolle, geradezu hochverrätherische Spiel des Hofes, wie es jetzt altentwässert festgestellt ist, hätte den Dichter wohl noch in größere Empörung versetzt, als es bei der damaligen Kenntnis der Geschehnisse möglich war. Man muß das bei Friedjung nachlesen, um die Empörung zu verstehen, die bei der Wiener Bevölkerung herrschte. Alles war planmäßig darauf angelegt, eine Revolution herbeizuführen, um durch eine Gegenrevolution wieder dem Absolutismus zum Rechte zu verhelfen. Da muß Hebbel, der zuerst die Radikalen für die allein Schuldigen an den blutigen Opfern des Oktobers gehalten hatte, im Dezember schreiben: „Wenn das Bewußtsein, nach Überzeugung und Gewissen gehandelt zu haben, nicht unter allen Umständen genügte, man könnte es jetzt bereuen, gegen die Radikalen in die Schranken getreten zu sein, denn diese verirrteten sich doch größtentheils nur aus Verblendung und Fanatismus über die Grenzen des Menschenmöglichen hinaus. Was soll man aber von Subjekten sagen, die, nun da die Demokraten besiegt sind, die am Leben Gebliebenen mit

öffentlichen Denunziationen verfolgen, und die Toten in ihren Gräbern mit Schmach bedecken?" —

So ist am Ausgang des Jahres 1848 Hebbel derselbe und der gleiche, wie er am Beginn war. Er selbst hat sich nicht gewandelt, aber alles um ihn herum hat inzwischen die mannigfachsten Wandlungen durchgemacht, so daß er bald auf der rechten, bald auf der linken Seite steht. Dies muß man im Auge behalten, um dem Charakter Hebbels ganz gerecht zu werden.

Mit Ablauf des Jahres 1848 stellt Hebbel seine Berichte an die Allgemeine Zeitung ein. Er wendet sich wieder ganz dichterischen Aufgaben zu. Nur noch zweimal spricht er als Dichter sein politisches Glaubensbekenntnis aus und zwar aus verwandten Anlässen. Das eine Mal nach dem Attentat auf den Kaiser von Osterreich vom Oktober 1853, das andere Mal nach dem Attentat von 1861 auf den König von Preußen. Das Gedicht an diesen erregte in Osterreich eine Sturmflut von Schmähungen des Dichters, weil er seine feste Überzeugung von dem Kulturträgetum der Deutschen gegenüber den Slawen und Magyaren einen scharfen Ausdruck dadurch gegeben hatte, daß er diese Nationen „Bedientenvölker“ nannte. Ähnlich hatte er sich schon in einem Epigramm über die Russen ausgedrückt, das ihn später einmal stark bedrückte, als er bei der Fürstin Wittgenstein und ihrer Tochter, den Russen, eine Kenntnis und ein Verständnis seiner Werke fand, das ihm in Deutschland kaum begegnet war. Aber auch in Osterreich vergaß man ihm diese Angriffe, so daß er sogar ein Jahr später in der Hauptstadt aufgefördert wurde, anläßlich des Jahrestages der Verleihung des Staatsgrundgesetzes den Prolog zur Festaufführung zu verfassen. In diesem Prolog legt er noch einmal seine politische Weltanschauung nieder, ohne damit recht verstanden zu werden. Im nächsten Jahre rief ihn dann ein früher Tod ab, die Jahre 1866 und 1870/71 durfte er nicht mehr erleben. So ward ihm, wie so vielen anderen, nicht mehr vergönnt, ins Land der Verheißung zu gelangen, das er mit seinen geistigen Augen schon geschaut hatte; mochte die Erfüllung auch anders sein als seine Erwartung, der Dichter hätte mit stolzer deutscher Freude das Werk Bismarcks bejubelt.

* * *

Bismarck aber, der in dem harten Niedersachsen einen vielfach verwandten Geist hätte grüßen können, scheint Hebbel wenig gekannt zu haben. Gerade des Dichters Anschauung vom Wesen des Staates mußte ihm sympathisch sein, und in der Reckengestalt des grimmen Hagen hätte er viel von seinem eigenen Wesen wiedergefunden. Der Dichter ist überhaupt für die Zeit nach der Gründung des Deutschen Reiches kaum vorhanden. Das deutsche Drama, die „Agnes Bernauer“, hätte Begeisterung wecken müssen, die „Nibelungen“ hätten gerade dem neuen Deutschen Reich unendlich viel sein können: es war Hebbels Schicksal, in diesem Jahrzehnt vergessen zu werden. Und wenn wir nach der Ursache fragen, wie ein solches Vergessen möglich war, so kommen wir zu der Erkenntnis,

daß die Zeit noch nicht reif war für Hebbel. Ob wir es heute sind, wer will es wissen? Vielleicht liegt gerade darin die Bedeutung der großen Führer der Menschheit, daß wir nie ganz reif für sie werden, d. h. daß wir nie voll das ausschöpfen können, was sie uns gegeben haben. Aber dessen dürfen wir gewiß sein, daß heute das Hebbelverständnis von Jahr zu Jahr zunimmt. Eine Vertiefung in seine politische Tätigkeit bedeutet auch darin einen Schritt vorwärts, und ich meine einen bedeutenden Schritt, weil hier die vielfach als egoistisch verschrieene Persönlichkeit in ihrem aufrechten, klaren und mannhaften Eintreten für das Allgemeinwohl uns so sympathisch wird.



Bismarcks Stellung zum Auswanderungsproblem*)

Von Maximilian von Hagen in Berlin



Bismarck war von jeher ein Gegner „jeder Art von Auswanderung“. Ihre „krankhafte Beförderung“ in den ersten Jahren des Reiches hatte er nur mit seiner Unterschrift gedeckt, weil er damals, solange er Delbrück zum national-ökonomischen Gewissensberater hatte, der Frage noch nicht die nötige Aufmerksamkeit hatte schenken können. Ein Deutscher, der sein Vaterland wie einen alten Rock abstreift, hatte für ihn kein landsmännisches Interesse mehr.***) Er sah in seiner Auswanderung einen förmlichen Verrat am Vaterlande, den er als landsässiger Patriot, dem die Liebe zur Scholle angeboren war, unbegreiflich finden mußte. Er war darum gar nicht neugierig zu wissen, wie es Menschen geht, die den Staub des Vaterlandes abgeschüttelt haben.***) Daß „Landflüchtige“ auch noch Schutz und Vertretung ihrer Interessen zu fordern wagten, empörte seinen männlichen Stolz. Denn er hielt noch 1890 (nach den Hamburger Nachrichten)†) die Auswanderung nicht etwa für ein Bedürfnis, sondern nur für unruhigen Geist, für soziale Unzufriedenheit und echt deutsche Undankbarkeit gegen das Vaterland, die Leute, die es lieb hätten, nicht in den Sinn kommen könne. Seine Intoleranz erklärte sich auch aus seiner mit der da-

*) Zur Literatur vgl. außer den allgemeinen Darstellungen zur Geschichte Bismarcks vor allem: A. Böhlingf, Bismarck als Nationalökonom, Wirtschafts- und Sozialpolitiker, Leipzig 1908; G. Brodnicz, Bismarcks nationalökonomische Anschauungen, Jena, 1902; L. Zeitlin, Fürst Bismarcks sozial-, wirtschafts- und steuerpolitische Anschauungen, Leipzig 1902; K. Herfurth, Fürst Bismarck und die Kolonialpolitik, Berlin 1909.

***) Neben (Ausgabe von Kohn) X 208.

****) Poschinger, Bismarck-Portefeuille I 28.

†) Benzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung I 42.